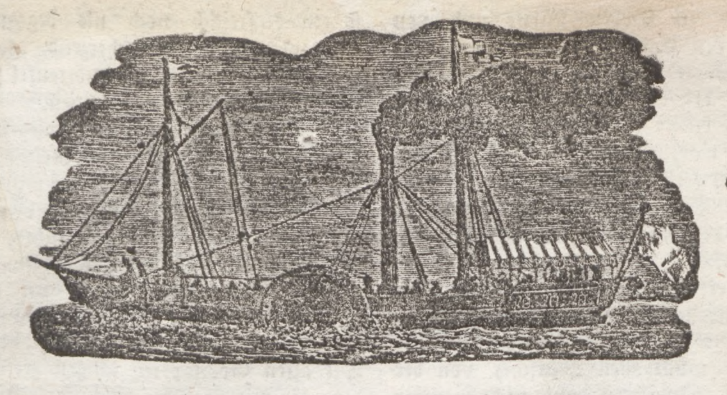
№ 88.



Dienstag, am 26. Juli 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Die Geistererscheinung.

Novelle von Wilhelm Schumacher.
(Mehr Wahrheit als Dichtung.)

Was willst du von mir, du weiße Gestalt?
Dein Anblick erfüllt mich mit Grauen!.
„Du täuschest dich, Fremdling; du wirst mir bald
Dein Alles — die Seele vertrauen.“

Das Preußenvolk griff nach dem Schwerte, sich von den Fesseln der Fremdherrschaft zu befreien; was Waffen tragen konnte, eilte zu den Fahnen. Unter den Jünglingen, die freiwillig sich dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, befand sich auch Theodor, der Sohn eines begüterten Landedelmannes in Ostpreußen.

Theodor hatte damals seine Studien noch nicht beendigt, erst kurz vor dem Ablauf seines zweiten Universitätsjahres war er als freiwilliger Jäger eingetreten und zu einem eben ins Feld rückenden Landwehrregimente detaschirt worden. Dasselbe befand sich jetzt, kurz vor der Völkerschlacht bei Leipzig, auf einem Hin- und Hermarsche in Sachsen. Noch wechselte das launhafte Kriegsglück mit dem Austheilen des Siegerpreises. Da hatte eines Tages, nicht fern von Dresden, das vorerwähnte Regiment ein hartnäckiges Gefecht mit dem in Masse herandrängenden Feind zu bestehen gehabt; beim Zurückziehen befand sich Theodor unter den Tirailleurs der Arrieregarde. Während man auf dieser Seite der eingetretenen Intervalle wegen das Schießen eingestellt hatte, fielen von Feindesseite noch einzelne Schüsse. Von einem derselben erreichte die kraftlose Kugel Theodors Tzako. Der Jäger erlitt dadurch eine Contusion am Kopfe, die zwar nur einem schweren Schlage gleich kam und für den Verletzten keinen Blutverlust zur Folge hatte, wohl aber von einer so starken Betäubung begleitet wurde,

daß er besinnungslos zu Boden stürzte und von Freund und Feind den Todten beigezählt wurde.

Eine Stunde mogte enteilt sein, als Theodor aus dem Zustande der Bewußtlosigkeit erwachte. Schwer aufathmend, blickte er nicht ohne Besorgniß umher. Das Feld war, so weit des Spähenden Auge reichte, von den Kriegsschaaren geräumt; nur aus der Ferne scholl Trommelgewirbel, abwechselnd mit Kanonendonner herüber. Um einer Gefangenschaft zu entgehen und wo möglich seine Waffengefährten wieder zu erreichen, wandte sich der Jäger nun von der Hauptstraße ab und suchte auf wenig betretenen Seitenpfaden das erwünschte Ziel zu erreichen. Auf diesem mühevollen Marsche, von der Furcht, sich gänzlich zu verirren und nicht weniger von Hunger und Durst gepeinigt, überraschte ihn endlich der einbrechende Abend. Da erreichte er, ganz seitwärts der Straße an einem steilen Waldberge, einen großen Edelhof. Aus dem Waldgebüsch ragte hier ein halbverfallenes Gebäude von stattlicher Bauart hervor, während sich demselben ein neues, freundliches Wohngebäude anreihete. Ermattet zum Hinsinken, wagte es Theodor hier einzukehren und Erlabung und Nachtlager für sich in Anspruch zu nehmen. Er fand unerwartet eine freundliche Aufnahme. Der Gutsbesitzer, ein leutseliger Mann, geizte nicht mit Küche und Keller, um den jungen Krieger, dessen gesittete Erziehung schon aus seinem anständigen Betragen erkennbar wurde, zu erquicken. „Mit dem Nachtlager aber,“ sprach er, „sieht es mißlicher bei mir aus. Ich würde Sie ohnehin einer großen Gefahr aussetzen, wenn ich Ihnen in diesem Wohnhause eine Schlafstätte einräumte. Ist diese Gegend jetzt gleich von jedem Feinde befreit, so werden wir hier doch fast täglich von Marodeurs heimgesucht; für das Raubgesindel ist der versteckteste Winkel nicht sicher. Doch in dem alten Hause befindet sich am entlegenen Ende ein noch wohnbares Zimmer; dort werde ich Ihnen ein Bett aufsetzen lassen, und die Sicherheit wird Ihnen dort hoffentlich ungefährdet bleiben. Aber,“ setzte er dabei lächelnd hinzu, „ich halte es zugleich für meine Pflicht, Sie warnend darauf aufmerksam zu machen, daß um die Stunde der Mitternacht in jenem alten Gebäude ein weißes Gespenst umher wandelt. Wenigstens will mein etwas altgläubiges Hausgesinde durchaus von einem dort vorkommenden Geisterspuk genaue Kenntniß besitzen. Mir ist so etwas freilich noch nie begegnet.“ — „Nun,“ entgegnete der Jäger scherzend, „so wird jenes Gespenst wohl nur ein Gesindeteufel sein, und demnach auch mich gnädig verschonen.“

Nach einem weitern Zwiegespräch, in welchem der Wirth sichtbar seinen Kriegsgast liebgewonnen hatte, empfahl sich dieser und wurde von einem Bedienten über einen langen Flur nach dem für ihn bestimmten Schlafzimmer geführt, wo ein einladendes Bett seiner harrte. Er befand sich hier allerdings unter einem vor Regen und Sturm noch schützenden Dache, allein im übrigen waren auch genugsam die Spuren einer Verwitterung vorhanden. Die alten Goldtapeten hingen zerfetzt an den Wänden, die mit massivem Schnitzwerk überladene morsche Zimmerthüre entbehrte aber gewiß lange schon eines Schlosses und Riegels. Dagegen zeigten sich des Gemaches hohe Bogenfenster mit ihren kleinen runden Scheiben wohlerhalten. Der Mond schien durch sie, als Theodor die Kerze ausgelöscht und, halb entkleidet in dem bequemen und reich gefiederten Bette Platz genommen hatte, im vollen Schimmerglanze in das Zimmer, dessen eine Hälfte er bis zur Thüre hin erhellte. Es bedurfte da für den ermüdeten Jüngling keines Wiegenliedes, um bald in sanften Schlummer zu sinken. Doch ob ihn der neukräftigende Schlaf auch fest umschloß, der Traumgott grollte mit dem Schläfer. Dieser sah sich im Bilderleben des Traumes von blutlechzenden Feinden verfolgt — — jetzt erreichten sie ihn, stießen die Schwerter in seine Brust und — Theodor erwachte, wie ein aus Todesgefahr Geretteter tief aufathmend. Trotz seiner Müdigkeit konnte er jetzt des Schlafes nicht sogleich wieder mächtig werden; seine Sinne waren durch die Traumerscheinung zu aufgeregt. Da hörte er in einiger Entfernung vom Kirchthurme Glockenschläge die neue Stunde verkünden, und Theodor zählte, zählte bis zum zwölften Glockenschlage — die unheimliche Stunde der Mitternacht war eingetreten! Er gedachte jetzt der Warnung seines Wirthes, wollte diese Gedanken zurückdrängen, und blieb doch fort und fort mit ihnen beschäftigt. Jetzt ließ sich auf dem Flur ein leises Geräusch vernehmen, gleich darauf knarrte die Zimmerthüre in ihren Angeln und eine weibliche Gestalt im weißen Nachtgewande trat mit langsam abgemessenen Schritten herein.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Von Danzig nach Berlin und zurück.

(Schluß des fünften Kapitels.)

Vor der Pfaueninsel liegt das Fregattchen vor Anker, welches der König von England vor nicht langer Zeit Sr. Majestät dem Könige als Geschenk übersandte. Dieser Däumling unter den Kriegsschiffen zeigt in getreuer Nachbildung das Konterfei einer jener schwimmenden Festungen. Unweit dem Ankerplatze erblickt man den mit Seitenmauern und einem Dache versehenen Winterhafen des Kleinschiffes.

Sobald man festen Fuß an dem laubreichen Ufer der Pfaueninsel gewonnen hat, findet man — besonders in der schönen Rosenzeit und von heiterm Wetter begünstigt — alle seine Erwartungen übertroffen. Von Pfauen, nach welchen Thieren diese meistens runde Insel ihren Namen führt, zeigen sich wenig Exemplare, man fragt aber auch wenig danach, indem größere Seltenheiten hier in überreicher Zahl dem Blicke begegnen. Daß Kunst und Natur auf diesem Schauplatze miteinander wetteifern, zeigt gleich der erste Gegenstand: ein hohler Baumstamm, der als Brunnen dienet. Dann nimmt die Rosen-Allee ihren Anfang. Die verschiedenfarbigsten und zugleich gewiß die duft- und farbenreichsten Stockrosen, welche, in veredelter Gattung, diese Erde aufzuweisen hat, findet man hier, ihren verschiedenen Sorten nach mit einander abwechselnd, vereinigt. Um von dieser Schönheit und dem sie begleitenden hohen sinnigen Genuß eine klarmachende Schilderung zu liefern, müßte ich mit einer Demantfeder meine Worte auf einem Schwanengefieder niederschreiben und, statt in Dinte, meine Feder in die Farbe des Morgenroths tauchen können. Doch wozu diese Ueppigkeit; es ist hinreichend zu melden: die Pfaueninsel ist ein irdisches Paradies für Den, der sie in der Rosenzeit besucht. Neben dieser Blumenwelt, dem „Palmhause,“ in welchem selbst des Libanons Cedern gedeihen, einer Cascade und einer künstlich erbauten Burgruine, nimmt das Thierreich auf der Pfaueninsel zunächst die volle Aufmerksamkeit in Anspruch. In Menagerien erwecken die Fremdthiere dem Anschauer ein unbehagliches Gefühl, indem er diese Fremdlinge in Europa in einem Hunger leidenden und durch einen beengenden Kerker an freier Bewegung gehinderten Zustande erblicken muß; da gesellet sich dann der Neugierde bald ein Mitleid, welches die Augenlust schmälert. Auf der Pfaueninsel hingegen sind die seltenen und wilden Geschöpfe nächst dem Menschengeschlecht, wo es sich irgend zuläßig zeigte, ihrem natürlichen Zustande wiedergeben. Die vom Maulkorb und Kette befreiten Bären haben ihre gemauerte Höhle aus deren Tiefe sie eine gute Strecke an einer Baumstange emporklettern können. Die Eber haben neben ihrer geräumigen Wohnung einen Hofplatz, auf welchem man sie das Erdreich aufwühlen sieht. Eine große Heerde von Rehen und Hirschen mit stattlichem Geweihe tummelt sich auf umzäuntem Platze frei umher. Derselben Wohlthat, ihrem Instincte folgen zu können, erfreuet sich das Geflügel, unter welchem man, neben den fremdartigen Erscheinungen im brillirenden Gefieder, wunderliche Geburten, Tändelwerke der mitunter komisch launhaften Schöpfung vorfindet. Am beschränktesten in den naturgemäßen Bewegungen befindet sich der König der Thiere: ein noch junger Löwe von wahrhaft majestätischem Anblick. Nicht viel besser ergeht es den Spaßmachern des Thiergeschlechts, den respektiven Affen aller Gattung. Vor ihrer Behausung soll man stets den größten Menschenhaufen finden. Ob dazu vielleicht eine Analogie die Veranlassung giebt? mögen die Herren Naturforscher beantworten. Ganz ihrer naturgemäßen Lebensweise entrissen, findet man eine kleine Völkerschaft von Adlern, Geiern, Uhu's und Eulen. Neben der Logisabtheilung eines Uhu's von ungewöhnlicher Größe sitzen 6 Kreaturen auf einer Stange vertraulich neben einander, deren Geschlechtsnamen ich hier nicht zu nennen brauche, indem ich es vorziehe, eine getreue Abbildung von einem Mitgliede dieser sechspersonaligen Gesellschaft — wie Figura zeigt — zu liefern. Die Zeichnung ist treu nach der Natur abgenommen; auch kann ich dabei versichern, daß die übrigen 5 Unconterfeiten mit ihrem 6ten Genossen, der zur Zeichnung gesessen, die größte Aehnlichkeit gemein haben. Von den Berlinern ist diese Sippschaft die „ungeheure Heiterkeit“ benannt. Ihr Anblick ist in der That eben so ergötzlich, als bemitleidenswerth. Wie ausgeschlossen vom Reiche der Lebendigen, sitzen die mißgestalteten Kautze regungslos und mit geschlossenen Augenliedern während der ganzen Tageszeit da, und erst wenn die Nacht eintritt, stellen sich bei ihnen Lebenslust und Lebensbedürfnisse wieder ein. Die armen abscheulichen Thiere! Giebt es aber doch auch unter den Menschen Geschöpfe, welche gleichfalls vor jedem Lichtstral die Augen krampfhaft schließen und sich nach dem Eintritt der Nacht sehnen. Man sollte sie auf gleiche Weise einlogiren.



Indem wir die Pfaueninsel verlassen und uns hierbei wieder auf der Fähre befinden, wo Küchen- und Nadelmamsells von verschiedener Facon, schlanke Gardisten als Begleiter, und Berliner Witzlinge von ungeheurer Heiterkeit die Gesellschaft mit uns theilen, umgiebt uns ein Panorama, das eben so frivol erheiternd, als sinnig wohlthuend dem Blicke begegnet. Hinter dem Anschauer tritt die mit Schätzen der Pflanzen- und Thierwelt freundlich überhäufte und, so weit das Auge reicht, mit Gebüschen umkränzte Pfaueninsel zurück. Zu beiden Seiten verliert sich der Havelfluß in Krümmungen, so daß er den Anblick eines Landsees gewinnt, welcher (wie Ottomin bei Danzig) von grünem Laubwerk in sanfter Erhebung umgürtet wird. Auf dem Wasser schaukeln, von Segeln und Ruderschlägen getrieben, große verdeckte Böte hin und zurück. Fröhliche Musik, meistens von überlustigen Dilettanten und Troubadours von der Elle und der Scheere ausgeführt, tönet, abwechselnd mit kunstgerechten und ungerechten Gesängen, aus den hingleitenden Fahrzeugen hervor. Doch man überhört diese Musik, diese Gesänge und die Witzeleien, wenn man jetzt den Blick dem gegenüberliegenden Ufer zuwendet. Es ist eine Kette von Waldhügeln romantischen Anblicks. Aus ihrem Laubwerk erhebt sich, in einer Linie mit der Pfaueninsel, ein Neubau, der schon in der Entfernung imposant hervortritt. Es ist ein neuer Tempel Gottes, der namentlich für die zahlreichen Beamten auf der Pfaueninsel seine Bestimmung zu nehmen scheint. Aber auch diese Waldkirche, deren Bau seiner Beendigung schon nahe ist, wird fortan sich den sehenswerthen Gegenständen in der Potsdamer Umgegend anreihen. Mitten im Walde, doch diesen hoch überragend, und an der Stirnseite mit einem Rondel versehen, das zugleich zum Gottesdienste im Freien gereichen kann, und zu dessen Füßen ein Waldbach vorüberfließt, erhebt sich diese neue Kirche. Der Glockenstuhl ihres Thurmes wartet schon der Sprecher, die mit der Metallstimme, rauschend durch die Gipfel der Bäume, die Ehre des Höchsten preisen und die Andächtigen zur Seelenversammlung herbeirufen werden.

Unfern diesem Gotteshause steht das sogenannte „russische Haus". Es ist, in getreuer Nachbildung, ein russisches Bauerhaus von zwei Etagen, rein aus übereinandergelegten unbehobelten Baumstämmen zusammengefügt und gezimmert. Doch ist der Aufenthalt in ihm wohnlich und es enthält einige recht freundliche Zimmer. Eins derselben ist Sr. Majestät dem Könige vorbehalten. Der eigentliche Inspektor und Kaffeewirth dieses Hauses, dem auch von Seiten des Publikums ein zahlreicher Besuch wird, ist ein alter Russe mit langem Kinnbarte. Hier und links und rechts im Walde sieht man die Berliner nach genossenem Pfaueninsel-Vergnügen sich lagern und sich des mitgenommenen Mund- und Flaschenvorraths thätig erfreuen. Nach diesem letzten Genusse steigen Damen und Herren in ihre Wagen und fahren nach Berlin zurück, wohin ich nun auch mit diesem meinem vorletzten Kapitel die Fahrt antrete.

Wunderbares.

Damit die heillosen Freigeister, die in ihrem Unglauben so weit gehen, hier und dort zu sprechen: „so wenig heute Wunder auf Erden und Offenbarungszeichen am Himmel vorkommen, ebensowenig hat sich die himmlische Macht jemals den Menschen unmittelbar offenbaret," damit diese also sprechenden Freigeister beschämt und der Lüge bezüchtigt werden, sieht man auch in neuerer Zeit wieder einmal Wunder vorkommen. Von solch einem frisch eingetretenen Wunderfall macht uns der Schwäbische Merkur und nach ihm die Hamburger Zeitung No. 167, in einem Korrespondenzartikel aus München vom 7. Juli 1836, folgende hier wörtlich treu copirte Meldung:

„Die früher verfügte Confiscation der wunderthätigen Medaille von der unbefleckten Empfängniß Maria ist auf die Verwendung unseres Clerus neuerdings wieder aufgehoben worden. Ein hiesiger Silberarbeiter hat nun eine große Anzahl solcher Medaillen von Silber und Bronce genau nach dem aus der Schweiz gekommenen Original nachgeprägt und dieselben wurden gestern von unserem Erzbischof feierlich mit den gehörigen Weihen versehen. Wie die mit der Medaille ausgegebene Notiz besagt, so hätte die Tragung derselben Sr. Maj. dem Könige der Franzosen bei dem Fieschischen Attentate das Leben gerettet. Da nun Ludwig Philipp glücklicher Weise auch dem Angriffe Alibauds entging, so wurde unser Volk in dem Glauben an die Kraft der Medaille vollkommen bestärkt."

Durch diese wunderthätige Medaille wird jeder Krieg fortan unmöglich gemacht und unnütz werden, denn es bedarf ja nur ihrer Austheilung an jeden Soldaten, um eine ganze Armee schuß- und hiebsicher zu machen.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bozon.